

DE GRUYTER

Brendan Simms, Karina Urbach (Hrsg.)

DIE RÜCKKEHR DER ›GROSSEN MÄNNER‹

STAATSMÄNNER IM KRIEG.

EIN DEUTSCH-BRITISCHER VERGLEICH 1740-1945



PRINZ-ALBERT-STUDIEN 28

DE
|
G

Karina Urbach

Bismarck: Ein Amateur in Uniform?

Woran erkennt man Bismarck? In Karikaturen dienen drei Dinge als Schlüsselreize: ein bulliger Mann, eine Uniform und Kürassierstiefel. Bismarck ist in das kollektive Gedächtnis als die Personifikation eines Kriegers eingegangen. Seine Taten wurden jahrzehntelang in populärwissenschaftlichen Biografien mit einer martialischen Sprache umschrieben: Neben den Einigungskriegen ‚kämpfte‘ er den Kulturkampf, den Kampf gegen die Sozialisten, die Polen, Hamburger Geschäftsleute und seine bevorzugte *bête noir* – die Ehefrauen der Hohenzollern.

Der Reichskanzler selbst sah sich verständlicherweise als multiplere Persönlichkeit. Wenn Faust von sich glaube, zwei Seelen in seiner Brust zu haben, so meinte Bismarck, könne er dies leicht überbieten – in seiner Brust würden endlos viele Seelen miteinander kämpfen: „*Es geht zu wie in einer Republik.*“¹ Eine militärische Seele gehörte jedoch lange Zeit nicht in diese Republik. Bismarck entdeckte den Soldaten in sich erst spät. Sein Schlüsselerelebnis war der Krieg von 1870.

Mehrere Historikergenerationen haben diesen Krieg als Beispiel für den klassischen Machtkampf zwischen Militär und Politik beschrieben². Einige entdeckten hier sogar die Wurzeln für das Versagen der deutschen Regierung im Ersten Weltkrieg. Bismarck – so die These – habe schon 1870 nur unter größter Kraftanstrengung den Primat der Politik gegen die Militärs durchsetzen können.

Im Folgenden soll gezeigt werden, dass diese Argumente auf einer einseitigen, Bismarck-zentrischen Sichtweise beruhen. Die Rollenverteilung im deutsch-französischen Krieg war tatsächlich sehr viel komplexer und kann nicht auf den einfachen Gegensatz Militär-Politik beschränkt werden.

1 Zitiert u.a. in: *Karina Urbach*, *Between Saviour and Villain: 100 Years of Bismarck biographies*, in: *The Historical Journal*, Vol. 41: 4 December 1998, S. 1141.

2 Grundlegend: *Gerhard Ritter*, *Staatskunst und Kriegshandwerk. Das Problem des ‚Militarismus‘ in Deutschland*, Bd. 4, München 1968.

Sowohl Generalfeldmarschall Moltkes als auch König Wilhelms Verhalten müssen in dieser Gleichung ein stärkeres Gewicht erhalten. In einem ersten Schritt soll gezeigt werden, dass Bismarck im Krieg von 1870–71 nicht – wie er später behauptete – allein die Rolle des weisen Staatsmannes spielte, sondern sich massiv in militärische Entscheidungen einmischte und dadurch eine Kettenreaktion freisetzte.

Otto von Bismarck entdeckte die Liebe zum Militär erst spät. Für seine Generation war der Beruf des Soldaten alles andere als attraktiv gewesen und der junge Bismarck entschied sich daher bewusst gegen diese Laufbahn. Er versuchte sogar die Militärpflicht zu vermeiden und trat 1838 nur widerwillig bei den Potsdamer Gardejägern ein. Die Armee vergaß und vergab nicht. Zwanzig Jahre später musste Bismarck seine gesamte Überzeugungskunst aufwenden, um eine standesgemäße Uniform tragen zu dürfen. 1859 war er zum preußischen Gesandten in St. Petersburg ernannt worden und argumentierte, dass man an diesem Hof ohne Uniform gesellschaftlich nicht überleben könnte. General von Manteuffel zögerte trotzdem lange ihm die Erlaubnis hierfür zu erteilen³. Erst 1862 durfte Bismarck bei einer Parade eine Kürassieruniform mit dem Charakter eines Majors vorführen⁴ und nach dem erfolgreichen Krieg gegen Österreich 1866 wurde er zum Generalmajor ernannt. Von nun an trug er ununterbrochen seine Uniform – für einen Politiker eine eher ungewöhnliche Entscheidung. Sie hatte durchaus ein psychologisches Element. Bismarck wollte König Wilhelms militärischer Welt näherkommen, die ihm ansonsten fremd war. Wie sehr er sich nach der Aufnahme in diese besondere Welt sehnte, zeigt unter anderem ein Weihnachtsbrief an den Kaiser, darin bedauerte Bismarck, den Hohenzollern nur vom Schreibtisch aus und nicht auf dem Schlachtfeld gedient zu haben⁵.

Bismarcks Liebe zur Armee ist insofern erstaunlich, da er von dieser wenig Gegenliebe erfuhr. Wie in allen Armeen der Welt existierten auch in der preußischen eine Vielzahl von Exklusionsmechanismen, die sich schon allein an der Sprache zeigten – ‚Zivilist‘, ‚civvis‘ oder ‚les pekins‘ waren Schimpfwörter. In den Augen der Armeeführung blieb Bismarck bei aller Mimikry ein Amateur in Uniform. Lothar Gall hat beschrieben wie man im General-

3 Denkwürdigkeiten aus dem Leben des General-Feldmarschalls Kriegsministers Grafen von Roon, Breslau 1892, Bd. 2, S. 86.

4 Ibid.

5 Zitiert in: *Otto Pflanze*, Bismarck and the Development of Germany: The Period of Unification, 1815–1871, Princeton 1971, S. 43.

stab den ‚Zivilist im Kürassierrock‘ verspottete⁶. 1870 wurde dies für Bismarck zu einer ernsthaften Belastung.

In den Kriegen von 1864 und 1866 hatte er kaum Probleme bei der Zusammenarbeit mit den Militärs gehabt. In seinen ‚Gedanken und Erinnerungen‘ beschreibt der Reichskanzler, wie sich im Sommer 1870 alles veränderte:

„Schon bei der Abreise in Köln erfuhr ich durch einen Zufall, daß beim Ausbruch des Krieges der Plan festgestellt war, mich von den militärischen Beratungen auszuschließen. [...] Ich konnte das aus einem Gespräch des Generals von Podbielski mit dem Grafen Roon entnehmen, dessen unfreiwilliger Ohrenzeuge ich wurde. [Podbielski] äußerte laut seine Befriedigung: ‚Diesmal ist also dafür gesorgt, daß uns dergleichen nicht wieder passiert.‘“⁷

‚Nicht wieder‘ habe sich – so vermutete Bismarck – auf den Krieg von 1866 bezogen, als er unter anderem auf die Änderung der Marschrichtung von Wien nach Preßburg bestanden habe. Als ‚Strafe‘ hierfür wäre er 1870 von den Militärs gemieden und bei Einquartierungen sowie bei der Naturalverpflegung außergewöhnlich schlecht behandelt worden (als kulinarischer Kenner war Letzteres schmerzlich für ihn).

Inwieweit Bismarck jedoch tatsächlich ein derartiges Gespräch zwischen Roon und Podbielski belauscht hat, ist schwer zu verifizieren. Beide waren zum Zeitpunkt der Publikation von ‚Gedanken und Erinnerungen‘ bereits tot. In seiner Autobiografie konnte Bismarck daher ungestraft über die Behandlung durch die Generalität lamentieren:

„Der Generalstab [war] der Ansicht gewesen [ich käme] erst wieder zu Wort, wenn die Heeresleitung die Zeit gekommen findet, den Janustempel zu schließen.“

Sie habe dabei verkannt, dass das doppelte Gesicht des Janus bereits darauf hinweisen würde, dass

„die Regierung eines kriegsführenden Staates auch nach anderen Richtungen zu sehen habe als nach dem Kriegsschauplatze“⁸.

Bismarck stellte sich in seinen Erinnerungen also als den weisen, aber einsamen Politiker dar, der von einer Schar dumpfer Soldaten umgeben war. Während die Armee in einem ethnozentrischen Tunnelblick verharrte, dachte er allein in internationalen Zusammenhängen. Da die militärische

6 Zitiert in: *Lothar Gall*, Bismarck. Der weiße Revolutionär, Berlin 1980, S. 442.

7 *Otto von Bismarck*, Gedanken und Erinnerungen, Neuausgabe Berlin 1998, S. 345.

8 Ibid.

Führungsspitze ihn gemieden habe, hätte er viel Zeit im *Hotel des Reservoirs* verbringen müssen, wo man die zweite Liga untergebracht hatte. Er wäre dort unter anderem gezwungen gewesen den Times-Korrespondent nach militärischen Neuigkeiten zu fragen⁹.

Das Bild eines schlecht genährten Bismarcks, der in einer Hotellobby ‚herumlungert‘, um Informationen zu erhaschen, wirkt nicht besonders überzeugend. Der Bundeskanzler gehörte nicht zu der Sorte Mensch, der lange Zeit freiwillig in den antechambers der Macht verweilte. Tatsächlich beschloss Bismarck früh, einen ‚Konkurrenzhof‘ aufzubauen und selbst eine militärische Rolle zu spielen. Nach zwei erfolgreichen Kriegen sah er sich als ernst zunehmenden Militärexperten. Schon am 17. August 1870 schrieb er an seine Frau:

„Die Führung der ersten und zweiten Armee ist ungeschickt im Mißbrauch der todesmuthigen Tapferkeit unserer Leute, nur Faust, ohne Kopf, und doch siegen wir.“¹⁰

Bismarcks Chance, sich als Militär zu beweisen, kam, als die militärische Situation zunehmend eskalierte. Der Krieg hatte im Herbst 1870 eine völlig neue, unbekannt Dimension angenommen. Es war ein nationaler Krieg mit hohem emotionalem Einsatz geworden, aber vor allem verlief er nicht planmäßig. Er drohte sich in die Länge zu ziehen, die Zahl der Toten schnellte in ungeahnte Höhen und dies wiederum steigerte die Verbitterung auf beiden Seiten. 1864 und 1866 waren begrenzbar, schnelle Kriege gewesen. Politiker wie Militärs bevorzugten verständlicherweise derartige Feldzüge. 1870 gab es jedoch mehrere Gründe, die den Krieg verlängerten: Die Gefangennahme Napoleons III. am 2. September 1870 hätte unter normalen Umständen den Krieg beendet, doch für die Franzosen war es ein Volkskrieg geworden, ein ‚*guerre à outrance*‘ – der von nun an auf Guerillataktiken basierte. Damit hatte auf deutscher Seite niemand gerechnet. Die Führungsschicht wurde unruhig.

Man muss kein Experte im Krisenmanagement sein, um zu verstehen, dass eine Führung, die unter enormen Zeit- und Erwartungsdruck steht, Gefahr läuft auseinanderzubrechen. Auf deutscher Seite wussten alle Beteiligten, dass der Krieg so schnell wie möglich beendet werden musste, da sonst die Großmächte einschreiten würden¹¹. Klaus Hildebrand hat gezeigt, wie energisch der Krieg von Gladstone und der englischen Öffentlichkeit

9 Ibid., S. 347.

10 Bismarck an seine Frau, zitiert in: *Bismarck Briefe*, hg. v. Herbert Rothfels, Göttingen 1955, S. 359.

11 Eberhard Kolb, *Der Weg aus dem Krieg: Bismarcks Politik im Krieg und die Friedensbahnung 1870/71*, München 1990.

verurteilt wurde¹². Darüber hinaus galt es eine drohende Intervention Rußlands abzuwenden.

Kriege gebären Gerüchte, Verschwörungstheorien und vor allem Schuldzuweisungen. Auch in der sicheren Etappe kann ein Krieg sich bewusstseinsverändernd auswirken. Bei Tischgesprächen, die von Moritz Busch protokolliert wurden, zeigte Bismarck nun eine martialische Seite¹³. Seine Sprache schien unter dem Druck der Ereignisse die Form des Casinos anzunehmen. Unterstützt wurde er hierbei von seiner Frau Johanna, die unter anderem forderte „die Gottlosen [Franzosen] sollen ausgerottet werden“¹⁴ – eine Ausnahme solle höchstens für französische Kinder gemacht werden. Derart animiert schlüpfte Bismarck in die Rolle des Landsknechts und forderte die größtmögliche Brutalität gegenüber dem Feind: Man solle Geiseln nehmen und Terror gegen die Zivilbevölkerung ausüben. Ausfälle dieser Art würden noch ein Nachspiel haben. Moritz Buschs Aufzeichnungen ‚Bismarcks große Tage‘ wurden in Auszügen später in der „Times“ veröffentlicht und beschädigte das Bild des klugen, humanen Bismarck in Großbritannien schwer¹⁵. Ideengeber für die brutale ‚Kriegstaktik‘ war ein neuer Tischgast des Bundeskanzlers: Der amerikanische General Philip Sheridan. Sheridan hatte während des amerikanischen Bürgerkrieges feindliche Dörfer niedergebrannt und empfahl diese Methode ausdrücklich¹⁶. Die Begeisterung Bismarcks hierfür deutet nicht auf einen Staatsmann hin, der langfristig darauf bedacht sein musste, eine friedliche Nachkriegsordnung anzustreben. ‚Authentische‘ Militärs wie Moltke und Wilhelm I. lehnten derartige Vorschläge daher ab. Doch die Anspannung dieser Tage führte bei Bismarck dazu, überall Verschwörungen zu wittern. In seinen Tischgesprächen wetterte er unter anderem, dass die Armee die Bombardierung von Paris nur ab-

12 Klaus Hildebrand, „No Intervention“: Die Pax Britannica und Preußen 1865/66–1869/70: eine Untersuchung zur englischen Weltpolitik im 19. Jahrhundert, Oldenbourg 1997. Siehe zu Gladstones Außenpolitik Thomas Stamm-Kuhlmanns Beitrag in diesem Band und ders., *Bismarck und Gladstone*, Friedrichruher Beiträge, Band 37, Friedrichruh 2008.

13 Graf Bismarck und seine Leute während des Krieges mit Frankreich. Nach Tagebuchblätter von Dr. Moritz Busch. 1878. Ders., *Bismarcks große Tage*. Ein Chronist erlebt die Reichsgründung, Holzminden 1990 (Neudruck). Erschienen in englischer Übersetzung als *Our Chancellor. Sketches for a Historical Picture* by Moritz Busch, London 1884.

14 Ibid., S. 147.

15 Siehe hierzu Karina Urbach, *Portrait of a Giant: Otto von Bismarck im zeitgenössischen Urteil Großbritanniens*, in: *Otto von Bismarck im Spiegel Europas*, hg. v. Klaus Hildebrand und Eberhard Kolb, Paderborn 2006, S. 178.

16 *On the Road to Total War: The American Civil War and the German Wars of Unification, 1861–1871*, hg. v. Stig Förster und Jörg Nagler, New York 1997, S. 129.

lehne, weil der Kronprinz mit einer Engländerin verheiratet sei und Königin Victoria bekanntermaßen Paris schützen wolle. Dies klang nicht nach dem sonst so rational agierenden Außenpolitiker. Besonders Moltke war entsetzt über den unbekanntenen Soldaten Bismarck. Aus seiner Sicht hatte der Bundeskanzler von Anfang an drei Aufgaben zu erfüllen gehabt: erstens, einen Kriegsgrund zu finden; zweitens, den Krieg zu finanzieren und drittens, die Nichteinmischung der Großmächte zu garantieren¹⁷. Stattdessen stellte der hochnervöse Bundeskanzler ununterbrochen Forderungen an die Armee¹⁸. Moltke argumentierte, diesen Forderungen nicht folgen zu müssen – ein Generalstabschef unterstand nicht einem Politiker. 1871 bestand er daher in einem Brief an den König auf einer endgültigen Klärung der Verhältnisse:

„Ich glaube, daß es gut sein würde, mein Verhältnis zum Bundeskanzler definitiv festzustellen. Bisher habe ich dasselbe dahin aufgefaßt, daß der Chef des Generalstabes – besonders im Krieg – und der Bundeskanzler zwei gleich berechnigte und einander unabhängige Behörden unter Eurer königlichen Majestät directem Befehl sind, welche sich gegenseitig in Kenntnis zu halten haben.“¹⁹

In Moltkes Augen waren sie also Ebenbürtige.

Nach Clausewitz sind die Sphären Politik und Militär getrennt: Der Plan zu einem Krieg ist eine politische Entscheidung; der Feldzug selbst ist eine militärisch-technische Entscheidung. Bismarck und Moltke hatten beide Clausewitz gelesen, wenn auch im Falle Bismarcks nicht eindeutig ist zu welchem Zeitpunkt²⁰. Etwas gelesen zu haben bedeutet bekanntermaßen nicht, dass man es verstanden oder akzeptiert hat. Beide – Bismarck wie Moltke – interpretierten Clausewitz in ihrem Sinne: Moltke kannte ‚Vom Kriege‘ und benutzte Clausewitzsche Terminologie für seinen Aufsatz ‚Über Strategie‘, den er Mitte 1871 veröffentlichte. Hierin argumentierte er, dass zwar die Politik den Krieg für ihre Zwecke benutzen sollte, dass aber die Armee am Erfolgreichsten während des Krieges agieren könne, wenn sie unabhängig wäre.

Dass das Militär sich der Politik unterordnen muss, war eine Forderung, die erst mit Clausewitz in das öffentliche Bewusstsein gelangte. Samuel Finer

17 Siehe hierzu *Moltke. Vom Kabinettskrieg zum Volkskrieg. Eine Werkauswahl*, hg. v. Stig Förster, Bonn 1992.

18 *On the Road to Total War* (Anm 18), S. 135.

19 Zitiert in: *Beatrice Heuser, Clausewitz lesen! Eine Einführung*, München 2005, S. 73.

20 Beatrice Heuser glaubt Bismarck habe Clausewitz nie gelesen, *Ibid*, S. 72. Sie beruft sich hierbei auf: *Jehuda Wallach, The dogma of the battle of annihilation. The theories of Clausewitz. Contribution in Military Studies* 45, London 1986. Diese Bismarck-Aussage ist jedoch nicht zu verifizieren.

hat in seinem Buch ‚The Man on Horseback‘ länder- und epochenübergreifend die Rolle von Militärs untersucht²¹. Drei Faktoren geben der Armee eine eindeutige Überlegenheit gegenüber den Politikern: erstens, die Armee hat eine perfekte, allen anderen Institutionen überlegene Organisationsbasis; zweitens, sie hat einen großen emotional-symbolischen Status; drittens, sie hat das Monopol auf die Waffen.

Finer stellte daher die Frage, warum – bei all dieser Überlegenheit – Militärführer nicht öfter gegen politische Einmischungen rebellieren. Überspitzt gefragt, warum sollten sie überhaupt Politikern gehorchen²²? Diese Frage stellt sich natürlich vor allem im Kriegsfall. In einem Krieg sind Politiker abhängig von militärischen Erfolgen. Moltke hatte daher einen enormen Vorteil gegenüber Bismarck. Die 1860er Jahre waren ein gutes Jahrzehnt für preußische Generale gewesen. Die Armee erlangte großes Prestige und siegreiche Soldaten werden naturgemäß geliebt. Moltkes Machtbasis war folglich groß, er hätte jederzeit mit einer Art Coup drohen können.

Der Grund, warum Moltke am Ende Kompromisse machte und keinen totalen Krieg gegen Frankreich führte, war nicht, dass Bismarck ihn durch sein angeblich politisches Geschick davon abhielt. Der Grund war ein anderer: Tatsächlich handelte es sich bei den Kämpfen in der preußischen Führungsspitze um eine Dreiecksgeschichte, wobei die dritte Person in dieser Beziehung häufig vernachlässigt wird. Zwei Männer – Bismarck und Moltke – buhlten um einen dritten Mann: König Wilhelm.

Wilhelm spielt in der Forschung immer eine etwas schwache, zu vernachlässigende Rolle. In Wirklichkeit ist er aber 1870 die entscheidende Figur in dieser Auseinandersetzung. Er besitzt etwas, was die beiden anderen Mitspieler nicht haben: Legitimität.

Weder Bismarck noch Moltke hätten jemals den Krieg diktatorisch führen können, da ihre Herrschaft keine Legitimität aufwies. Als Monarch war Wilhelm der oberste Kriegsherr. Damit war er während der ganzen Auseinandersetzung der einzige und entscheidende ‚Arbiter‘.

Ein wichtiger Grund, warum dieser Aspekt in der Forschung übersehen wird, ist die Tatsache, dass demokratisch denkende Historiker unterschätzen, welche enorme Wirkung die monarchische Legitimität *unterbewusst* für alle Beteiligten hatte. Sowohl Bismarck wie Moltke fühlten sich eng mit dem Haus Hohenzollern verbunden. Die preußische Armee hatte traditionell eine besondere Beziehung zu ihrem Herrscherhaus und der preußische

21 *Samuel Finer, The Man on Horseback: The Role of the Military in Politics*, London 1962.

22 *Ibid*, S. 5.

„Beamte“ Bismarck verglich sich gerne mit Strafford, der für seinen König sterben würde²³.

Ein weiterer Grund für die Vernachlässigung der Rolle Wilhelms I. ist, dass Historiker zwar alle Dokumente administrativer Provenienz – und natürlich einen Großteil der Privatbriefe – besitzen aber die vielen mündlichen Beschwichtigungen und Vermittlungsversuche Wilhelms nur teilweise rekonstruieren können. Hinter den Kulissen betrieb der König eine geschickte Personalpolitik. Bereits am 3. September 1870 appellierte er bei einem gemeinsamen Dinner an Militärs und Politiker:

„Sie Kriegsminister Roon, haben unser Schwert geschärft; Sie General von Moltke, haben es geleitet, und Sie, Graf Bismarck, haben seit Jahren durch die Leitung der Politik Preußen auf seinen Höhepunkt gebracht.“²⁴

Moltke sah sich zwar als Diener des Königs – aber nicht als Diener der gerade im Amt befindlichen Regierung. Er unterwarf sich am Ende also der Entscheidung seines Souveräns, nicht der Anordnung eines Politikers. Dies ist ein wichtiger Unterschied. Es ist aber auch ein Unterschied, der im 20. Jahrhundert *gefährlich* werden konnte. Wenn Armeen sich von der jeweiligen Regierung distanzieren, können sie Gefahr laufen ihre eigenen Vorstellungen davon zu entwickeln, was im Interesse ‚ihres Landes‘ ist.²⁵ Militärs haben system- und länderübergreifend immer wieder versucht diesen Unterschied zu machen.

Im deutsch-französischen Krieg war der König ein entscheidendes Regulativ. In dem gesamten Konflikt ging es um die Frage, welche Argumente ihn letztendlich überzeugten. Moltke stand dem König mentalitätsmäßig näher als sein Rivale Bismarck. Der Bundeskanzler blieb bei dieser Auseinandersetzung trotzdem im Vorteil. Er konnte bekanntermaßen die stärksten Charaktere brechen – mit seiner großen Argumentationskraft, aber auch mit seinem enormen Charme. Wilhelm war klug genug, dies zu erkennen. Bismarck, so der König, könne einfach „alle Nachrichten in ‚couleur de rose‘ verwandeln“²⁶. Natürlich hatte der Bundeskanzler hierfür auch eine perfekte Infrastruktur zu Verfügung – einen Geldfonds zur Pressebeeinflussung. Diese ‚passende‘ Berichterstattung half Bismarck auch, seine Ideen

23 Der 1st Earl of Strafford (1593–1641) opferte sich für seinen Herren, König Charles I.

24 Zitiert in: Hanns Martin Elster, Graf Albrecht von Roon. Sein Leben und Wirken, Berlin 1938, S. 500.

25 Finer (Anm. 23), S. 23.

26 Urbach (Anm. 1), S. 1154.

beim König durchzusetzen. Wenn die Zeitungen folglich die Bombardierung von Paris forderten, dann hatte dies letztendlich auch Auswirkungen auf Wilhelms Entscheidungsfindung²⁷.

Ein Krieg ist das klassische Drama in drei Akten: Disposition, Katharsis auf dem Schlachtfeld, Triumphzug. Die Szenenbilder können variieren, doch das letzte Bild ist entscheidend, um die Opfer zu rechtfertigen: Der Triumphzug von 1871 war eine derart perfekte Inszenierung. Bismarck und Moltke ritten einträchtig nebeneinander her. Das Ideal der Männerfreundschaft schien erfüllt. Die Diadochenkämpfe blieben der Öffentlichkeit verborgen. In einer Monarchie wie Preußen stand natürlich 1871 vor allem Wilhelm I. im Mittelpunkt der Feierlichkeiten. Im Berliner Opernhaus wurde am 17. Juni 1871 eine Vorstellung von lebenden Bildern gegeben, in denen der Krieg bereits historisiert wurde: An dem alten Barbarossa ziehen die großen Momente der deutschen Geschichte vorbei: 1189 die Kreuzfahrer, 1678 der große Kurfürst, 1760 der alte Fritz, eine Szene aus den Freiheitskriegen, Kriegsbilder von 1864 und 1866. Krönender Abschluss war das Jahr 1870: Die Germania wird von preußischen, bayerischen und württembergischen Soldaten getragen²⁸.

Kriege enden jedoch nur auf der Bühne mit einem Triumphzug, in der Realität gehen sie in den Köpfen der Beteiligten weiter – häufig über Generationen hinweg. Auch Historiker fechten Kriege bekanntermaßen immer wieder neu aus. Für das Ausland war es von Anfang an Bismarck, der diesen Krieg zum Erfolg geführt hatte²⁹. Er unterstützte diese Wahrnehmung nach Kräften. Auch im Deutschen Reich wurde er – durch geschickte Eigenpropaganda – noch zu Lebzeiten zum Sinnbild der Einigungskriege. In Karikaturen zeigte man ihn von nun an als die deutsche Führergestalt: der Deichhauptmann, der Lotse³⁰ – immer ein Mann in Uniform.

27 Schon Friedrich der Große hatte die preußischen Zeitungen mit seinen Kriegsberichten versorgt. Bismarck ging nun einen Schritt weiter und weitete die ‚inspirierte‘ Presseberichterstattung auf das Ausland aus. Siehe hierzu auch Frank Becker, Bilder von Krieg und Nation, Oldenburg 2001, S. 43. Richard Kohnen, Pressepolitik des Deutschen Bundes. Methoden staatlicher Pressepolitik nach der Revolution von 1848, Tübingen 1995, S. 135f.

28 Siehe hierzu die Tagebucheintragung von Baronin Spitzemberg, 17.6.1871, Das Tagebuch der Baronin Spitzemberg. Aufzeichnungen aus der Hofgesellschaft des Hohenzollernreichs, Göttingen 1989, 127.

29 Urbach, (Anm. 17), S. 171.

30 Rolf Parr, ‚Zwei Seelen wohnen ach in meiner Brust‘. Strukturen und Funktionen der Mythisierung Bismarcks 1860–1918, München 1992, 6.

Zusammenfassend muss man über den Staatsmann Bismarck und seine Beteiligung im deutsch-französischen Krieg zwei Anmerkungen machen, die nicht in dieses perfekte Bild passen. Erstens: Es herrscht in der Forschung heute eine Bismarck-zentrische Sichtweise vor, wenn es um die Beurteilungen des 70/71 Krieges geht. Am Ende entschied über militärische und politische Angelegenheiten Wilhelm I. Die martialischen Tischgespräche zeigen, dass Bismarck nur ein großer Staatsmann werden konnte, weil er eben *nicht* an der Spitze des Staates stand.

Zweitens: Die Rollen Politik (Bismarck) gegen Militär (Moltke) waren 1870–71 nicht eindeutig festgelegt. Bismarck agierte in dieser Situation nicht nur als Politiker. Er wollte in der Tradition eines Friedrich des Großen beides sein: Politiker und Militär. Moltke überschritt ebenfalls seine Kompetenzen. Er hatte sich hierbei nicht zum ersten Mal in das politische Revier eingemischt. Schon 1867 drang er darauf, den Krieg gegen Frankreich zu beginnen. Beide, Bismarck und Moltke, hatten also einen gefährlichen Rollentausch betrieben – und Clausewitz ignoriert.

Der Konflikt Militär gegen Politik existiert zeit- und länderübergreifend. Auseinandersetzungen und Überlappungen der beiden Einflussfelder sind in einem Krieg eher die Norm. Schlussfolgerungen für einen deutschen Sonderweg sollten aus diesem Beispiel also nicht gezogen werden. Bismarck und die Militärs würden sich in den folgenden Jahren noch viele Auseinandersetzungen liefern³¹. Die Armee würden dabei selten gegen den Reichskanzler gewinnen – vor allem nicht bei der entscheidenden Frage eines Präventivkrieges. Bismarck hatte aus seiner kurzen Episode als ‚Landsknecht‘ viel gelernt.

31 Siehe hierzu Michael Schmid, *Der Eiserne Kanzler und die Generäle. Deutsche Rüstungspolitik in der Ära Bismarck (1871–1890)*, Paderborn 2003.

Keith Robbins

The Welsh Wizard who won the War: David Lloyd George as War Leader

The United Kingdom of Great Britain and Ireland which went to war in 1914, it scarcely needs to be said, was a limited monarchy and so it remained at its conclusion. A politician, whatever his dynamism or charisma, could never entirely occupy centre-stage. Men died ‘For King and Country’, not for David Lloyd George. It was the King, Queen and the Prince of Wales, after war had been proclaimed, who appeared on the balcony of Buckingham Palace in August 1914. It is appropriate, therefore, to begin with a reminder, in the case of Britain, that ‘leadership’ in wartime was a shared function of monarch and minister, though that is not to say that it took the same form or required the same capacities.

The 44-year old George V came to the throne in May 1910. He had been educated and trained as a naval officer. Had it not been for the death of his elder brother in 1892 – whose fiancée he inherited – he would have continued in the career he loved. Perhaps the only consolation for his role as heir to the throne had been that it afforded him more time to devote to his massive stamp collection. His skill with guns had to be restricted to their use on his Sandringham estate. Essentially a private man, he did not share his father’s enthusiasm for high living or for energetic and sometimes fraught mingling with European royalty¹. After George became Prince of Wales in 1901, his father had kept him reasonably well-informed about affairs of state. He knew what lay ahead of him. He was Commander-in-Chief of the Armed Forces. He was well aware, however, that the time had long since passed when, in person, the monarch was expected to lead his men into battle. In the event of a war, the role he would play would be as symbol of national unity. The Crown would be above parties.

1 *Keith Robbins, The Monarch’s Concept of Foreign Policy: Victoria and Edward VII in: An Anglo-German Dialogue: The Munich Lectures on the History of International Relations*, ed. by Adolf M. Birke, Magnus Brechtgen and Alaric Searle, Munich 2000, 125–129.

Prinz-Albert-Studien
Prince Albert Studies

Herausgegeben von / edited by
Dieter J. Weiß

Band 28 / Volume 28

De Gruyter

Die Rückkehr der „Großen Männer“
Staatsmänner im Krieg – Ein deutsch-britischer Vergleich

Bringing Personality Back in:
Leadership and War – A British-German Comparison
1740–1945

Herausgegeben von / edited by
Brendan Simms und Karina Urbach

De Gruyter

Gedruckt mit Unterstützung von:
Niederfüllbacher Stiftung
Stadt Coburg
Sparkasse Coburg-Lichtenfels
Universität Bayreuth
Universitätsverein Bayreuth

ISBN 978-3-11-023294-3
e-ISBN 978-3-11-023295-0

Library of Congress Cataloging-in-Publication Data

Die Rückkehr der "grossen Männer" : Staatsmänner im Krieg : ein deutsch-britischer Vergleich = Bringing personality back in : leadership and war : a British-German comparison, 1740-1945 / herausgegeben von/edited by Brendan Simms und Karina Urbach.
p. cm. -- (Prinz-Albert-Studien = Prince Albert studies ; Bd. 28/v. 28)

Includes bibliographical references.

ISBN 978-3-11-023294-3 -- ISBN 978-3-11-023295-0 (ebook)

1. Great Britain--History, Military. 2. Germany--History, Military. 3. Statesmen--Great Britain--Biography. 4. Statesmen--Germany--Biography. 5. Command of troops--Cross-cultural studies. 6. Political leadership--Cross-cultural studies. 7. Leadership--Great Britain--History. 8. Leadership--Germany--History. I. Simms, Brendan. II. Urbach, Karina.

DA65.R83 2010
355.3'3041--dc22

2010025250

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© 2010 Walter de Gruyter GmbH & Co. KG, Berlin/New York

Satz: PTP-Berlin GmbH

Druck: Hubert & Co. GmbH & Co. KG, Göttingen
∞ Gedruckt auf säurefreiem Papier

Printed in Germany

www.degruyter.com

For Professor Franz Bosbach
President of the Prince Albert Society
from 1995 to 2008